

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 11 (1931-1932)
Heft: 8

Rubrik: Lese-Proben

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Barbar und Römer.

Felix Möschlin: Barbar und Römer. Roman. 348 S. A. Franke A.-G., Bern, gebd. 8.20.

Dieses prächtige und frisch geschriebene Buch sieht von außen wie ein Roman aus, und auf dem Deckblatt steht auch Roman. Felix Möschlin hat dazu eine Geschichte ersonnen, die spannend ist, tragisch ausgeht und in der sogar drei verliebte weibliche Wesen vorkommen und ein kaltblütiger Junggeselle. Und doch ist es kein rechter Roman, und die nicht gerade wahrscheinliche Geschichte bildet eigentlich nur nebenbei die Staffage. Es ist mehr ein politisches Buch, führt uns in das neue faschistische Italien und dreht sich vielfach um Mussolini, der im vertraulichen Gespräche den Decknamen „Johansson“ trägt. Ein Zeitungsschreiber, Dr. Martin, wird von seiner Regierung — gemeint ist wohl die Schweiz — im Jahre 1928 zu einem jener modernen internationalen Kongresse nach Rom abgeordnet, bei denen unendlich viel Papier verbraucht, unendlich viel geredet wird und unendlich wenig herauskommt. Er folgt ohne große Begeisterung dem Rufe, hat für seine wirtschaftlichen Projekte, die sich auf die Hebung der Landwirtschaft beziehen, weit mehr Interesse als für das ihm unbekannte Rom und für das Getue auf einem internationalen Kongress. In kostlicher Weise wird dasselbe persifliert. Als guter Demokrat weiß er ja, daß jetzt in Italien ein gefnechtetes, jeder Freiheit beraubtes Volk wohnt, daß der Duce ein Tyrann ist, der eines Tages geattentat werden muß, und daß es überall von Spionen wimmelt, vor denen man sich hüten soll. Nun kommt er in das Land, findet alles ganz anders, als er es in den Zeitungen gelesen hat. Es herrscht Ordnung, die Menschen sind vergnügt und begeistert und gerade auf seinem Lieblingsgebiete der Bodenverbesserung bewundert er die

gewaltigen Leistungen Mussolinis. Dieser imponiert ihm mächtig, als er an dem Kongresse redet. Das versezt das Demokraten-Gemüt des doktrinären und etwas unpraktischen Dr. Martin, des Barbars, in schwere Seelenkämpfe. Soll er den Tyrannen, der sich von einer Leibgarde mit Dolchen im Gürtel bewachen läßt, ermorden oder nicht? Als richtiger Theoretiker bejaht er diese Frage, beschließt die Tat, welche der Weltgeschichte eine andere Wendung und ihm ewigen Ruhm bringen soll. Aber im gegebenen Augenblick versagt der Heldenmut und die Pistole war überdies nicht zur Hand. Sie war im Zimmer liegen geblieben!

Möschlin karikiert so in dem Buche — m. E. — in treffender Weise unser modernes Zweiseelentum. Da wir alles wissen und alles begreifen wollen, so haben wir für jede Ansicht auch die Gründe der gegenteiligen Meinung bereit und so kommen wir nicht über die Zwiespältigkeit hinaus. Es fehlt uns der einheitliche Maßstab, mit dem wir Wesentliches vom Unwesentlichen unterscheiden können. Das Buch ist sehr unterhaltend geschrieben und wer Rom kennt, das auch diesem Dr. Martin etwas von seiner Größe zeigt, wird zahlreiche Erinnerungen auffrischen können. An guten „Glossen“ fehlt es auch nicht. Ich will zum Schlusse eine anführen, die in manche Redaktionsstube hineinleuchtet. Es heißt da: „Ein Redaktor ist ein armer Teufel, der geplagteste Mann, den es auf Gottes Erdboden gibt. Abhängig von Mitarbeitern, die das Blaue vom Himmel herunterlügen, ohne daß er es nachkontrollieren kann.“ Wer denkt da nicht an so vieles, was uns jeden Morgen aus allen Hauptstädten Europas als Neuigkeit von gestern Abend vorgesetzt wird?

Christian Beyle.

Lese-Proben

Nachdem die Zahl schweizerischer Zeitschriften mit geistigen Ansprüchen sich weiter verringert — die „Neue Schweizer Rundschau“, ehemals „Wissen und Leben“, stellt u. a. auf Neujahr ihr Erscheinen ein —, halten wir es für unsere Pflicht, in unseren Heften auch der schönen Literatur etwas mehr Raum

zu gewähren. Vor allem soll in diesem neuen Abschnitt unsern schwiegerischen Schriftsteller, Dramatikern, Lyrikern, Essayisten u. s. w. Gelegenheit geboten sein, mit „Lese-Proben“ aus ihren Werken vor eine weitere Öffentlichkeit zu treten.

Die Schriftleitung.

Heinrich Hanselmann: Jakob, Sein Er und sein Ich.

(**Heinrich Hanselmann: Jakobli, Aus einem Süblein werden zwei, und: Jakob, Sein Er und sein Ich; Ein Entwicklungsroman; Rotapfelverlag, Erlenbach-Zürich, 1931.**)

„Ich weiß, wie es ist. Für meine Eltern bin ich der brave Jakob. Ich mache ihn auch vor allen andern Leuten, vor dem Herrn Meyer, vor dem Herrn Frey. Aber ich habe ein Inwendiges. Ich denke fast immer etwas anderes, wenn ich für mich allein bin. Aber ich bin inwendig auch anders, wenn ich bei der Mutter, beim Vater, in der Schule oder beim Götti bin.“

„Und ist das Inwendige nicht brav? Bist du auch vor mir versteckt?“ Es war mehr Verwunderung als Frage.

„Meine Mutter hat nicht gern, wenn ich zu dir gehe, daß weißt du. Aber sie hat auch Heimlichkeiten vor dem Vater, vor Herrn Frey. Sie meint, jetzt sei ich noch ein kleiner Bub, aber ich bin viel größer, als ihr alle es euch denkt. Laßt mich nur machen.“

„Hast du auch vor mir Heimlichkeiten?“ fragte Kathri. Ich fuhr fort:

„Ich habe dich ganz in meinem Inwendigen gern. Ich möchte dich vieles fragen, aber ich kann es nicht sagen, nicht herausbringen. Ich schäme mich. Aber ich denke viel an dich.“

„Seit wann ist es so mit dir, so zweiteilig?“ Kathri flüsterte nur noch.

„Schon sehr lange. Es ist nur immer deutlicher geworden. Ich merke wohl, daß viele andere auch doppelt sind, . . . sie tun freundlich nach außen, inwendig sind sie das Gegenteil. Sie flattieren dem Herrn Frey und wenn er weg ist, schimpfen sie über ihn. Du bist nicht so, Kathri.“

„Nein, so bin ich nicht. Ich sage und tue, was ich muß. Oder doch nicht? Ich habe deine Mutter sehr gern. Sie ist eine so kluge Frau und will alles recht machen. Aber sie meint, viel Geld zu haben sei das beste. Das ist nicht wahr! Sie will alles tun für dich. Du sollst voraus kommen. Ich will es ihr noch einmal sagen, daß sie falsch denkt!“

„Dann ist alles aus, Kathri! Aber ich werde dich doch gern haben, ob du es erlaubst oder nicht. Ich werde dann ganz allein sein! Ich habe keinen Freund für das Inwendige, nur so für äußerliche Sachen. Sekretärin Anna will mich zum Freund haben, aber ich mag sie nicht.“ In mir stichelte es: Sag doch warum! Aber ich gab nicht nach. Wir schwiegen lange. —

„Ich kann gut ein doppelter Bub sein. Daheim und in der Schule bin ich brav, der Jakob, bei dir der Giacomo!“ Diese Erkenntnis kam wieder neu wie ein großes, helles Licht in mir auf und tröstete mich tief inwendig. (Aus „Jakob“, S. 118/119.)

Jakob Schaffner: Ihr Glück / ihr Elend.

(**Jakob Schaffner: Ihr Glück / ihr Elend, Drei Frauenromane; Paul Zsolnay Verlag, Berlin, 1931.**)

Es ist Abend geworden. Die Sonne steht glühendrot am Himmel und schleudert ihr Feuer wie Blut an die Decke der Zelle. Das Kind schläft. Da klirren Schlüssel vor der Tür. Sie fährt leicht zusammen, wie aus einer glücklichen höheren Wirklichkeit aufgeschreckt, merkt, daß sie die Bluse nach dem Stillen des Kindes noch nicht geschlossen hat, und wie damals zieht sie sie leise schaudernd über der Brust zu. Gleichzeitig nimmt ihr Gehör den Gesang einer Amsel über ihrem Fenster wahr, und in der Ferne zieht irgendeine Musik im Marschtempo dahin. Visionär sieht sie wehende Fahnen und das Bliken der Blechinstrumente, und ein wild anrennendes

Gefühl von Sehnsucht wird nur von der Mauer von Mutterengeln aufgesangen, die sie seit der Anwesenheit des Kindes auf der Erde wachend umstehen. Grund zur Wachsamkeit ist genug da. Wie die Tür aufgeht, erscheint darin die schmale, schwarze Figur des Priesters. Die Wärterin tut hinter ihm her einen langen, sprechenden Blick und zieht sich zurück. Sonst war sie regelmäßig mit eingetreten und hatte die Abenderbauung gläubig mitgenossen. Es handelt sich also heute um etwas anderes. Auch der Geistliche hat einen fremden Ausdruck, und in seiner Haltung kündigt sich strenger und zugleich verlegener jenes Ungeheure an, das immer störend in ihr eigentliches Leben eingreifen will.

Yvonne will ein wenig erschrecken, aber da niest das Kind. Es zieht eine Grimasse, holt Luft ein, bringt zitternd die blauen Fäustchen vors Gesicht und zischt so herzlich und entschlossen wie eine Käze, daß die Mutter leise lachen muß.

„Ist er nicht süß, Hochwürden? Segnen Sie ihn. Segnen Sie noch, so oft Sie können. Bald hat er ja keine Mutter mehr —!“

Auch jetzt lächelt sie noch, und ihr Blick steht darüber mit einer Mutterhoheit wie der Abendstern über der Wolfenröte. Das Ungeheure wird noch strenger und verlegener. Was Mutterhoheit! Was Wolfenröte! Wer achtet noch darauf. Viel Beten und Beichten beginnt jetzt. Sie soll zubereitet werden. Nun, wie Gott will. Geduldig macht sie alles mit, und während sie die Generalbeichte ablegt, stirbt langsam das Abendlicht am Himmel aus, verstummen die Geräusche des holden Tages, zieht ein wehendes, jenseitig kühles Schweigen herauf — das Schweigen der letzten Dinge —, und genießt sie noch einmal und immer wieder, was einst gewesen ist. Wie gewisse große, dunkelgoldene, kostliche Weine voll Feuer und Trauer gleitet ihr abgeklärtes Einst über die Lippen, das ewig sein wird. Jene Weine hat sie nie kennen gelernt, aber vom Glück weiß sie zu sagen, daß der Geistliche mehr als einmal errötet. Das Kind hat sie schlafen gelegt. Da liegt es mit den Fäustchen vor der kleinen Nase, mit hochsinnigen Augenbogen und flugbereiten Brauen. Ja, so lagen sie auch bei ihm, die Brauen. Immer sieht sie jetzt das Kind an, während ihre starken, guten Lippen träumerisch von Vergangenem reden.

In der Zelle wird das Licht grau. Es sieht sie mit Kummer und Unruhe an, aber sie verstärkt das Leuchten in sich selber, und schließlich füllt sie den ganzen Raum mit ihrer Flamme. Im Hof arbeiten sie inzwischen an dem Blutgerüst. Sie machen so wenig als möglich Lärm. Hämmern ist nicht nötig. Alles ist abgepaßt und auf Transport eingerichtet. Aber hie und da fällt ein Schraubenschlüssel auf das Steinpflaster, und ohne ein Wort geht es auch nicht ab. Es ist ein unheimlicher Klang von Geschäftigkeit in dem sonst so stummen Abgrund, den sie alle hassen und den sie lieben, weil sie durch ihn miteinander zusammenhängen. — — (Aus der Erzählung „Yvonne Leleu“, S. 116/118.)

Max Lieburg: Schach um Europa.

(Max Lieburg: Schach um Europa, Europäisches Drama; Verlag Orell Füssli, Zürich, 1931.)

Bubenberg: Wenn Eure Hoheit jeden kleinsten Akt
Von primitivster Souveränität,
Die Bern um jeden Preis für sich verlangt,
Gleich als politische Expressum deutet,
So weiß ich nicht, wo das noch enden soll.
Wir haben immer wiederholt, daß Bern
Am Länderbund, wie Hoheit ihn erstreben,
Nur unter der Bedingung sich beteiligt,
Daz jedem Volk die Souveränität,
Sein Selbstbestimmungsrecht erhalten bleibt.
Bern kann, das sei betont, Europa nur
Als freie Föderation sich denken.
Drum reklamieren wir das Recht für uns,
Die Ansicht Frankreichs jederzeit zu hören,
So wie sie Diesbach heut im Rat vertritt —!

- Karl: Ja Teufel denn, ist Bern ein Krämerladen?
 Verkauft man Staatsinteressen guldenweis?
 Sieht denn kein Mensch, daß Ludwig ganz Europa
 Mit seiner Staatsidee zugrunde richtet?
 Es wird ja nachgerade fürchterlich,
 Wie Bern herpendelt zwischen Frankreich und
 Burgund, dem Reich, just wies der Vorteil bringt.
 Es hat doch einer auf der Welt nur recht,
 Und drei sind doch nicht einer! Jrgendwo
 Liegt doch allein die kommende Idee —!
- Bubenberg: Hoheit, so weit ich unterrichtet bin,
 Jsts ein Naturgesetz, daß stets der Starke
 Von selbst die Schwachen gegen sich gruppirt.
 Und da von Frankreich nichts zu fürchten ist,
 Jndes, so sagt man, alles von Burgund —!
- Karl (wirft den Vertrag hin): So mag die Feigheit mit der Feigheit gehn!
 Ich kann nicht meine Zeit mit Bern vertrödeln!
 Da euch so jeder Sinn fürs Große mangelt,
 So bar seid jeder höhern Einstellung,
 Unfähig, im Zusammenhang zu denken,
 Nichts gelten läßt als eueren kleinen Vorteil,
 Nur denkt an Sicherstellung, Sicherung,
 Aus jeder Mitverantwortung euch drückt,
 Nur euch sieht, immer euch Europa preisgebt,
 Nicht Ein- noch Unterordnung kennt, allein
 Im Rebellieren groß —!
- Bubenberg: Beweise, Sire!
- Karl: Rebellen gegen Habsburg, euren Herrn —!
- Bubenberg: Wir haben einen Herrn nur: Reich und Kaiser!
- Karl: Dem ihr die Treue brachet —!
- Bubenberg: Nur aus Treue!
- Karl: Des Reiches Ordnung sprengtet —!
- Bubenberg: Nur aus Ordnung!
- Karl: Zu Herren aufwarfst —!
- Bubenberg: Weil der Herr versagte!
- Karl: Kein Recht erkennt —!
- Bubenberg: Weil unser Recht mißachtet!
- Nicht wir, man rebelliert an uns! Rein, Sire,
 Mit Vorurteilen kommen wir nicht weiter!
 Wenn Sire so trefflich unsre Kleine schildert
 Will ich einmal von unsrer Größe reden:
 Es hält mein Volk den Schlüssel Nord und Süd
 Und West und Ost. Nur wenn mein Volk es will,
 Es dreht der Berge Riesendoppeltor.
 Dies klar mit scharfem Herrscherblick erkennend
 Und dessen Wichtigkeit fürs ganze Reich,
 Gab Kaiser Karl der Große uns den Auftrag:
 „Wahrt mir den Schlüssel für das ganze Reich.
 Daz er nicht Einzelmächten, Einzelkräften,
 Daz er dem Ganzen, der Gesamtheit diene.
 Und daz der Auftrag euch gelingen mag,
 Schaff ich allein dem Reich euch untartan.“
 Und zog das Reichsemblem in unser Wappen,
 Europens weißes Kreuz ins rote Feld.
 Dies meines Volkes Recht und heilger Auftrag,
 Den wir für alle gegen alle halten.
 Doch Habsburg, da es selber Kaiser ward,
 Wollt uns in seine Haussmacht einbeziehn,
 Den Schlüssel in die eigne Tasche stecken,
 Da schlugen Habsburg wir in Reiches Namen!

Denn unsrer Freiheit ganzer Sinn ist Treue,
Treue am Reich des Abends, Sire! Und Ihr,
Der unsrer Heilig Abendländisch Reich,
Ein zweiter Karl, neu fassen, formen will,
O blutige Ironie! o Treppenwitz!
Schmäht uns Rebellen ob der Treu zum Reich,
Schmäht uns der Kurzsicht ob der Übersicht,
Schmäht uns der Feigheit ob dem Mannesmut —!

Aus Zeit und Streit

Wahnsinn der Weltwirtschaft.

„Reichskanzler Brüning rechnet für den Winter mit 7 Millionen Arbeitslosen in Deutschland als Minimum. Es bleibt zu befürchten, daß dieses Minimum noch sehr niedrig angezeigt ist, denn: wohin wir schauen, werden Betriebe eingeschränkt, Angestellte entlassen, Personal abgebaut. Hunderttausende von Familienhaushalten, kleine Beamte, Handwerker und Pensionäre, deren Eintünfte beschnitten werden, sind längst zur Margarine- und Fleischloswirtschaft der letzten Kriegsjahre zurückgekehrt. In den Reihen der Studentenschaft sehen wir fast durchweg unterernährte Gesichter. Deutschland hungert — und wir stehen, um noch ein Wort Brünings zu gebrauchen, vor dem härtesten Winter, den Europa seit hundert Jahren erlebt hat.“

Was geschieht in der anderen Welt?

Frankreich hat den größten Goldschatz der Erde aufgespeichert und bestimmt damit entscheidend alle politischen Entscheidungen des Erdballs.

Englands Wirtschaft schrumpft zusammen, da die Weltmärkte China und Indien immer mehr verloren gehen und das französische Gold die Londoner Börse erschüttert.

Amerika schleppt sich mit einer Arbeitslosenziffer, die der deutschen bedenklich näherückt. Henry Ford hat seinen Detroiter Betrieb stillgelegt. Ernstlich erwägen die Wirtschaftsführer der U. S. A. die Einführung der Fünftage-Arbeitswoche.

Was geschieht noch in der Welt?

Wir haben erst im Septemberheft unter der Überschrift „Hohn auf Hungersnot und Elend“ darauf hingewiesen, wie man wertvolle Bodenschätze vernichtet hat, um die Preise auf dem Weltmarkt künstlich zu halten. Dasselbe

Schauspiel wiederholt sich in diesem Jahre nach einem kürzlich veröffentlichten Berichte:

Die vierzehn baumwollerzeugenden Staaten der Vereinigten Staaten haben sich entschlossen, ein Drittel der diesjährigen Ernte vernichten zu lassen. Auf 15,6 Millionen Ballen wird die Baumwollernte 1931 geschätzt. Dazu kommen rund 9 Millionen noch lagernde alte Vorräte, so daß an 25 Millionen Ballen abgesetzt werden müßten. Der mögliche Jahresabsatz beträgt aber im Durchschnitt nur 11 Millionen. Soll man ein Drittel der Baumwollproduktion zur Kleidung für die Armen der Armen verarbeiten lassen? Etwa den Arbeitslosen der ganzen Welt zur Verfügung stellen? Denkt jemand daran? — Es ist einfacher und geht schneller ohne irgendwelche Umstände und Organisationen, jede dritte Furche der großen Baumwollselder umzupflügen.

Auf dem Gummimarkt sind die Verhältnisse nicht viel anders. Die wachsende Produktion der Eingeborenen-Pflanzungen hat die normalen Absatzmöglichkeiten verschüttet. Preisabbau? Nein, man wird in Ceylon, Malakka, Java und Sumatra den Anbau um 25% verringern.

Kaffee, dessen Verbrauch über die gesamte Erdfläche verbreitet ist, wird in sämtlichen großen Produktionsländern massenweise vernichtet. Man verbrennt die Überernte in São Paolo, in Rio de Janeiro schüttet man sie einfach ins Meer.

In Argentinien wird der Weizen streckenweit unterpflügt. In den Vorratskammern der U. S. A. läßt man ihn verfaulen.

In der Zuckerproduktion weicht man von diesen primitiven Erntevernich-